

Zeitschrift: Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum
Herausgeber: Benediktiner von Mariastein
Band: 67 (1990)
Heft: 6

Artikel: Die Christen im Heiligen Land. 1
Autor: Ziegerer, Ludwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1031595>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Christen im Heiligen Land 1

Fr. Ludwig Ziegerer

Wer eine Reise ins Heilige Land unternimmt, begibt sich in erster Linie auf die Spuren Jesu. Er möchte die Orte besuchen, wo sich nach alter Tradition unser Herr und Meister aufgehalten hat. An all diesen Stätten befinden sich heute Kirchen und Kapellen, die zum Gebet einladen. Wenn diese Stätten zu betriebsam sind und einem nicht viel daran liegt zu glauben, dass Jesus gerade hier gewirkt haben soll, dann gibt es viele einsame, stille Orte, die man nach einer kurzen Wanderung erreichen kann. Rund um den lieblichen See Gennesareth, im Bergland von Galiläa, den Hauptwirkungsgebieten Jesu nebst Jerusalem, lassen sich herrliche Wanderungen machen. Die biblische Landschaft kennen lernen heisst auch «im fünften Evangelium» lesen.

In Jerusalem konzentriert sich das Interesse des Besuchers vor allem auf die Stätten, die von Jesu Leiden und Sterben und von seiner Auferstehung Zeugnis geben. Unermüdlich legen jüdische und christliche Archäologen Steine frei, so dass man heute mit grosser Sicherheit die Ereignisse um Jesu Tod und Auferstehung in der heiligen Stadt lokalisieren kann. Wenn die christlichen Reiseprogramme die biblischen Stätten zum Schwerpunkt haben, ist das durchaus richtig. Leider aber wird vielen Pilgern, die das Ursprungsland des christlichen Glaubens besuchen, zu wenig bewusst, dass auch heute noch Christen dort leben. Sicher ist Israel ein jüdischer Staat, und das Interesse am Judentum, der Wurzel unseres Glaubens, ist nach jahrhundertealtem theologischen Antijudaismus eine äusserst erfreuliche Wende im christlichen Selbstverständnis.

Der jüdische Staat gewährt seinen Einwohnern Religionsfreiheit. Die Christen machen unter den Bewohnern des Heiligen Landes nur gerade 2,5 Prozent aus. Sie sind also eine verschwindend kleine Minderheit, die leider auch von den christlichen Pilgern kaum wahrgenommen werden. Die Kommission für christliche Pilgerfahrten in Jerusalem wünscht zwar ausdrücklich von den Pilgerleitern, dass sie mit ihren Gruppen den Kontakt zur ortsansässigen Christenheit suchen. Das scheitert oft an Zeit- und Sprachschwierigkeiten. Auch ich kam erst bei meinem dritten Aufenthalt in Isreal mit den einheimischen Christen in Kontakt und lernte so die orientalische Ausprägung unseres Glaubens kennen.

Wer weiss schon, dass er, wenn er auf dem Ben-Gurion-Airport in Lod aus dem Flugzeug aussteigt, seinen Fuss auf den Boden der Heimatstadt des heiligen Georg gesetzt hat. Dieser ist heute noch der populärste Heilige der orientalischen Christenheit. Lod (biblisch Lydda vgl. Apg 9, 32–35), ist eine israelische Stadt mit etwa 41 000 Einwohnern, unter denen rund 1600 Christen arabischer Herkunft leben. Vom alten Stadtkern ist nicht viel mehr übriggeblieben als die griechisch-orthodoxe Kirche mit dem Grab des heiligen Georg, aus dem die Legende den Drachentöter machte, und die El Khadr-Moschee. Auch die Moslems verehren den heiligen Georg unter dem Namen El Khadr («der Grüne») und erwarten, dass er am Jüngsten Tag bei Lod den Dämon Dajal töten werde.

Täglich kommen einheimische und ausländische (orientalische) Verehrer und beten

am Grab des Heiligen. Kaum aber findet eine westliche Gruppe den Weg nach Lod.

Wer etwas genauer auf die Häuser schaut in den arabischen Teilen des Landes, wird überall den Drachentöter abgebildet sehen und schon daran feststellen, welche Verehrung er genießt.

Manche Gläubige, die zum Grab nach Lod wallfahren, opfern ein Lamm, das der dortige Priester segnet, bevor es nach altem Brauch geschlachtet wird. Nachher wird es verzehrt oder an Bedürftige, Alte oder Waisenheime weiter verschenkt.

Früher existierte noch der Brauch, Geistesranke und Epileptiker mit den Ketten, mit denen der heilige Georg gefesselt wurde und die heute an einer Säule in der Kirche befestigt sind, zu schlagen oder sie daran festzubinden, damit sie geheilt würden. Heute legen sich viele Gläubige diese Ketten um den Hals und bitten Gott auf die Fürsprache des Heiligen, sie von ihrer Krankheit oder ihren Schmerzen zu befreien.

Am 16. November, dem Gedenktag des Heiligen, kommt der griechisch-orthodoxe Patriarch von Jerusalem nach Lod. Es gibt ein Fest, an dem Christen aus dem ganzen Land teilnehmen und sogar auch der jüdische Bürgermeister von Lod.

Ob er im vergangenen Jahr auch dabei war, entzieht sich meiner Kenntnis. Die Intifada, der palästinensische Aufstand gegen die israelische Besetzung, ist ins dritte Jahr gegangen und zieht immer weitere Kreise, so dass auch bis anhin intakte jüdisch-arabische Beziehungen im Kerngebiet von Israel darunter leiden müssen.

Die Christen wurden sich ihrer arabischen Identität in den letzten Jahren immer mehr bewusst und verstehen sich, wie ihre muslimischen Volksgenossen als Palästinenser, die schon seit Generationen in diesem Lande wohnen, viel länger als die jüdischen Einwanderer. Ein Grossteil von ihnen ist dialog- und kooperationsbereit und vertritt eine mittlere, weniger radikale politische Lösung als viele unter den Moslems. Daher geraten sie auch unter den Druck der moslemischen Intifadaleitung, die zum Teil recht unzweckmässig mit jenen umgeht, die sich nicht an ihre Weisungen halten (Streiks). Viele Chri-

sten sehen in ihrer angestammten Heimat keine Zukunft mehr und ziehen die Auswanderung, meist nach Amerika, vor.

Gerade weil die Christen zusehends von zwei Seiten unter Druck geraten, sollten sie von ihren christlichen Glaubensbrüdern und -schwestern aus dem Westen vermehrt beachtet werden. Sie sind eine Minderheit, die unsere Aufmerksamkeit verdient. Nicht selten hört man von ihnen die Klage, dass sie sich in der derzeitigen politischen Lage unbeachtet und vergessen fühlen.

Ja, wo trifft man diese einheimischen Christen? Mancher Tourist bekommt nach dem Besuch der Grabeskirche in Jerusalem ein einseitiges, ja falsches Bild von der christlichen Bevölkerung des Heiligen Landes. Nirgends nimmt man die Spaltung der Christenheit so deutlich wahr wie in der Grabeskirche. Mit Befremden oder Entsetzen ist schon mancher aus diesem zentralen Heiligtum der Christen herausgekommen, wenn er erlebt hat, wie verschiedene Konfessionen «gegeneinander» Gottesdienst feiern, indem eine Gruppe die andere mit noch lauterem Gebet zu übertönen versucht. Wenn man dann noch erfährt, wie der sog. «Status quo», der im letzten Jahrhundert festgelegt wurde, die Benützung der heiligen Stätten aufs peinlichste regelt und keine Veränderung zulässt, rundet sich das schlechte Bild über die Christen vollends ab. Überhaupt: die Vielfalt der Bekenntnisse in Jerusalem ist äusserst verwirrend. Man muss schon fast Konfessionskunde studiert haben, um überhaupt den Überblick zu bekommen über die rund dreissig in Jerusalem vertretenen Konfessionen. Unter ihnen sind die Einheimischen wiederum eine kleine Gruppe, denn viele der in der Stadt ansässigen Konfessionen haben keine palästinensischen Mitglieder, sondern sie sind ausschliesslich ausländische Gemeinschaften, die heute noch grossen Wert darauf legen, in der heiligen Stadt präsent zu sein.

Wo also kann man im Lande Jesu seinen heute noch lebenden Nachfolgern begegnen? Man trifft sie an, wenn man beispielsweise am Sonntag einen Gemeindegottesdienst besucht, und der findet eben nicht am Heiligen Grab statt. Die grössten drei Konfessionen

sind die Melkiten (griech.-kath., d. h. mit Rom uniert), die Lateiner (röm.-kath.) und die Griechisch-Orthodoxen. Sie alle halten in ihrem Ritus den Gottesdienst in der Volkssprache, in Arabisch.

Die Melkiten sind in Jerusalem die stärkste Gruppe unter den einheimischen Christen. Die Liturgie wird im byzantinischen Ritus gefeiert, zum Teil in griechischer, aber vor allem in arabischer Sprache. Als Fremder ist man in den Gottesdiensten stets willkommen. Wenn der Priester einige fremde Gesichter bemerkt im Gottesdienst, fragt er vor der Predigt, welche Sprachen vertreten seien und beginnt dann seine Ansprache zunächst in Arabisch, fährt aber je nach Bedarf in anderen Sprachen weiter, so dass alle etwas von seiner Predigt mitbekommen. Die Orientalen sind im Gebrauch von fremden Sprachen viel ungehemmter als wir. Auch wenn sie eine Fremdsprache nicht mit dem letzten Schliff beherrschen, wagen sie es, die Frohbotschaft in einer anderen Sprache weiterzugeben.

Als wir einmal werktags mit einer kleinen Gruppe auf dem griechisch-katholischen Patriarchat beim Gottesdienst waren, zelebrierte der Erzbischof, den wir schon von früheren Begegnungen kannten. Er konnte uns offenbar auch wiedererkennen, denn plötzlich begann er die Fürbitten auf deutsch zu singen. Dann forderte er uns auf, das Credo in unserer Sprache mitzubeten, während es die anwesenden Frauen selbstverständlich in Arabisch rezitierten.

Nach dem Sonntagsgottesdienst wird man zu einer Tasse türkischem Kaffee eingeladen, wobei sich dann leicht ein Gespräch ergibt, in dem man von den Nöten und Sorgen der Menschen erfährt.

Unsern Landespatron, den heiligen Bruder Klaus, habe ich noch nie in einer so herzlichen und warmen Atmosphäre gefeiert, wie in der Kapelle des Kinderspitals in Bethle-

hem. Diese caritative Einrichtung auf der Westbank, gegründet von einem Schweizer Priester, genießt bei der arabischen Bevölkerung ein hohes Ansehen. In der modernen, der Mater misericordiae geweihten Kapelle, trifft sich jeden Sonntag eine einheimische Gemeinde zusammen mit den Angestellten des Spitals (grösstenteils auch Palästinenser) zum Gottesdienst im lateinischen Ritus. Auch da kamen wieder alle anwesenden Sprachgruppen zum Zuge, wenn auch nur mit einem Willkommgruss oder einer Fürbitte. Das ist eine Aufmerksamkeit, durch die man sich als Fremder sofort angenommen weiss. Wir unsererseits bereicherten die Messe mit dem bei uns so beliebten Lied «Mein Herr und mein Gott» in einer vierstimmigen Improvisation. Jemand machte uns auf die Vorliebe der Araber auf unsere mehrstimmigen Gesänge aufmerksam. So ergab unser Beitrag einen interessanten Kontrast zu den arabischen Liedern, die ein Frauenchor vortrug. Einheit in der Vielfalt! Die palästinensischen Christen geben uns sehr schnell zu spüren, dass sie unsere Brüder und Schwestern im Glauben sind. Es fehlt nicht an Zeichen der Verbundenheit. Es war für mich oft beschämend, wenn ich daran dachte, wie wir, gewiss auch aus Angst und Unbeholfenheit, mit den Fremden bei uns umgehen oder dass wir sie auf unseren Reisen in ihren Ländern – gerade im Falle der Christen des Heiligen Landes – einfach übersehen.

Darum rate ich allen Besuchern des Heiligen Landes, als Zeichen der Solidarität mit den einheimischen Christen den Kontakt zu suchen. Sie haben diese Verbundenheit in der heutigen schweren Zeit besonders nötig. Nebst aller materiellen Hilfe durch die caritativen Organisationen ist auch auf einer noch so kurzen Reise ein offenes Ohr für die Anliegen der bedrängten Christen eine wichtige moralische Unterstützung.